

DER EXOT AUS SÜDDEUTSCHLAND

Gedanken über Heimat, Bayern und Mundart in den Medien

HANS KRATZER || Es gibt viele Arten, um Heimat zu definieren, die Frage ist dabei aber auch, was die Medien daraus machen. In historischer Hinsicht bedeutete Heimat den armen Menschen vom Lande, an ihrer Scholle zu kleben. Weitsicht im Sinne von „in die Ferne schweifen“ war für sie angsteinflößend oder unmöglich. In der Lokalzeitung erfuhren sie alles, was sie wissen mussten. So verhält sich es auch heute noch bei den Regionalzeitungen und beim Bayerischen Rundfunk. Im Privatfernsehen jedoch werden Brauchtum und Mundart entweder verklärt oder stigmatisiert auf der Suche nach der nächsten Schlagzeile.

Der Augsburger Schriftsteller Franz Dobler hat den vielfältig tradierten Heimatbegriff mit einem einzigen Satz um eine unerwartete und eigentlich fast unheimliche Dimension erweitert: „Heimat ist da, wo man sich aufhängt!“ So verstörend Doblens Behauptung auch klingen mag, in ihr steckt auf jeden Fall ein wahrer Kern. Tatsächlich gibt es sogar in bayerischen Bilderbuchgegenden diverse Plätze und Winkel, die auf Lebensmüde eine magische Wirkung ausstrahlen, sei es die eine oder andere Brücke, sei es ein Aussichtspunkt an der Innleiten in Niederbayern, an dem der Fernblick an klaren Tagen bis ins Salzkammergut hinüberreicht. Ausgerechnet hier, wo eine atemberaubend schöne Landschaft das Herz weit öffnet, suchen manche Menschen auf unerklärliche Weise den Tod – an einem Flecken Heimat also, wie er sich unschuldiger nicht präsentieren könnte.

Über die an solchen Orten praktizierten Suizide ist nie viel geredet worden, sie werden im öffentlichen Diskurs wie ein Tabu behandelt. Lange Zeit galt dies auch für das historisch belastete Wort Heimat. Die Nazis hatten den Begriff mit ihrer Ideologie extrem vergiftet, kein Mensch mit lauterer Gesinnung wollte ihn nach dem Krieg ernsthaft in den Mund nehmen. Erst die in den 80er-Jahren plötzlich über das Land hinwegschwappende Globalisierung spülte den

Mythos Heimat wieder umfänglich in den Alltag hinein. Die Gründe sind leicht zu benennen: Die Internationalisierung, die Beschleunigung und die Virtualisierung des Lebens haben die Menschen zunehmend verunsichert und in ihnen ein starkes Verlangen nach Sicherheit, Zugehörigkeit und Identität geweckt. Diese Entwicklung spiegelt sich ganz besonders in den lokalen Medien wider.

HEIMATZEITUNGEN UND ÖFFENTLICH-RECHTLICHE SENDER

In den Regionalzeitungen war der Begriff Heimat allen Vorbehalten zum Trotz nie ganz verschwunden. Viele Lokalzeitungen bezeichnen sich bis heute ganz bewusst als Heimatzeitung. Auf diesem Terminus haben die Verlagshäuser nach dem Krieg offensiv beharrt. Gerade die Regionalverlage setzen stärker denn je auf die Trumpfkarte Heimat und auf die soziale und gesellschaftliche Kompetenz des Mediums Heimatzeitung. Die Veldener Zeitung, ein kleines niederbayerisches Blatt, definierte ihr Selbstverständnis in den 30er-Jahren zum Beispiel so: „Der heimatliche Teil ist in der Zeitung, die sich einmal als eingesessen eingebürgert hat und schon oft vom Vater auf den Sohn übergegangen ist, in den kleineren Städten und Märkten eine Hauptbedingung. Die reichhaltige Ausge-

staltung gerade diesen Teils ist eine der Hauptaufgaben der Schriftleitung.“ Diese Maxime besitzt, wenn auch in leicht variiertes Form, bis heute ihre Gültigkeit.

Der Bayerische Rundfunk (BR), der das wachsende Bedürfnis nach medialer Nähe und Vertrautheit mit einer ganzen Palette von einschlägigen Hörfunk- und Fernsehsendungen zu befriedigen versucht, bindet seine Klientel mit Programmen an sich, die bezeichnende Titel wie Heimatspiegel, Heimatsound und Heimat aktuell tragen. Im Februar 2015 hat der Sender auf den digitalen Verbreitungswegen sogar einen passgenauen Hörfunkkanal gestartet, er bekam den Namen BR-Heimat und soll den Hörern einen starken Bezug zu Bayern vermitteln. Dementsprechend liegt der musikalische Schwerpunkt auf der Volksmusik, während sich die Magazine von BR-Heimat intensiv der bayerischen Volkskultur, der Mundart und der Tradition widmen. Es ist bemerkenswert, dass die seit Jahren etablierte Dorfserie „Dahoam is Dahoam“ zu den quotenstärksten Sendungen des BR aufgestiegen ist – dem rasant voranschreitenden Gesellschaftswandel zum Trotz. Der BR hat seine regionale Berichterstattung weiter ausgebaut. Nach der Übernahme der 20-Uhr-Tagesschau wurde im Gegenzug die Hauptausgabe des eigenen Nachrichten-Flaggschiffs „BR-Rundschau“ auf 30 Minuten verlängert. Durch die Verdoppelung ihrer Sendezeit hat die „Rundschau“ mehr Platz für Berichte aus ganz Bayern erhalten. Und, wie der Sender betont, „auch Raum für die Bewertung internationaler oder bundespolitischer Nachrichtenthemen aus Sicht der Menschen in Bayern.“

Dass der von den Medien also durchaus geförderte Heimatbezug im Freistaat Bayern eine höhere Attraktivität und Wertigkeit besitzt als in den übrigen deutschen Bundesländern, hängt mit der langen Geschichte dieses Landes zusammen, die erstaunlicherweise bis in die Antike zurückreicht. Ein solches staatliches Beharren können tatsächlich nur wenige europäische Länder aufweisen. „Identität entsteht auch von der Geschichte her“, sagt vor diesem Hintergrund der Landeshistoriker Hubert Glaser. Eine mehr als 1.500-jährige Geschichte formt demzufolge natürlich eine umso stärkere Identität.

HEIMAT UND ARMUT

Um zu ergründen, wie unverrückbar bayerische Menschen einst an ihre Scholle gebunden waren, muss man sich nur in eines der alten Bauerndörfer begeben, wie es sie vereinzelt noch gibt. Dort begegnen einem immer noch betagte Bäuerinnen und Hausfrauen, die im Laufe ihres Lebens über ihr enges Lebensumfeld nur selten hinausgekommen sind. Manche von ihnen haben ihren Landkreis höchstens in Ausnahmefällen verlassen, etwa, wenn sie zum Beispiel nach München auf eine Beerdigung fahren mussten. Ihre Männer waren zwar mobiler, aber auch die sind in der Regel nicht zum Spaß in der Welt herumgekommen. Leider mussten sie einst in den Krieg ziehen, um der Heimat wenigstens einmal auf längere Zeit den Rücken zu kehren. „Mei, wenn ich die Berge bloß einmal aus der Nähe sehen dürfte“, seufzte die vor einigen Jahren gestorbene Bergsodler-Bäuerin aus dem niederbayerischen Dorf Baierbach immer dann, wenn der Föhn das Alpenpanorama bei der Feldarbeit wieder einmal nah an sie herangetragen hatte. Sie ist zwar über 90 Jahre alt geworden, aber ihr Wunsch ist dennoch nie in Erfüllung gegangen.

Der Schriftsteller Oskar Maria Graf schilderte dieses aus heutiger Sicht unglaubliche Beharren an der eigenen Scholle am Beispiel seiner Vorfahren, die in der Nähe des Starnberger Sees lebten: „Aufhausen und die nächste Umgebung blieben für sie die Welt. Begräbnisse und Bittgänge führten sie hin und wieder in entferntere Dörfer, es mochte auch vorkommen, dass sie an einem sonnigen Nachmittag bis zum Seeufer gingen, doch alles erschien ihnen dort so ungewohnt fremd, dass sie sich fast davor fürchteten. Sie wurden erst wieder froh, wenn sie den Aufhauser Hof erreicht hatten.“

Dabei war die Heimat oft sehr grausam zu diesen Menschen. Armut, Schwerarbeit, Kinderelend, das alles gab es vor dem Krieg im Überfluss. Ergreifend nachzulesen ist dies zum Beispiel in dem in den 80er-Jahren erschienenen Memoirenbuch „Häuslerleut“, das Maria Hartl verfasst hat, die Mutter der 2014 gestorbenen Kinderbuchautorin Marlene Reidel. Dort schildert sie in einer erschütternden Episode, wie sie als Dreijährige mit ihren sieben Geschwistern am Bett der Mama stand und betete. Kurz darauf

starb die bedauernswerte Frau, sie wurde weggerafft vom Wochenbettfieber. Und der Vater sah sich in der Sterbestunde nicht einmal imstande, in die Kammer zu kommen, weil draußen im Stall gerade eine Kuh kalbte und er in seiner Notlage nicht weg konnte. Die Geburt im Stall war eine Existenzfrage für die Familie, die so arm war, dass sie nicht einmal einen Arzt bezahlen konnte. Um die Kinder ein bisserl zu trösten, brachte eine Tante am Tag der Beerdigung Zuckerschnecken mit, eine im Hause Hartl bis dahin unbekannte Süßspeise. „Unsere Mutter dürfte alle Tage sterben“, sagte die kleine Maria treuherzig. Nie zuvor hatten sie und ihre Geschwister so etwas Gutes gegessen.

Diese wirklich feindliche Seite der Heimat hat die Rottaler Bäuerin Anna Wimschneider in ihrer 1984 erschienen Autobiographie „Herbstmilch“ ungeschönt erzählt. Es ist eine typische Lebensgeschichte aus dem alten Kleinbauernmilieu, ein ungeheures Kinderelend, ein bitteres Frauenleben. So war's halt, wenn die Mutter am neunten Kind im Kindbett starb, weil sie aus Angst vor der kirchlich angedrohten Höllenstrafe nicht zu verhüten gewagt hatte. Sie wurde zur Symbolfigur für jene, die eine realistische Auseinandersetzung mit der bäuerlichen Vergangenheit wollten und keine Verklärung. Nach ihrem Tod 1993 wurde sie in Pfarrkirchen begrabene – dann haben die Töchter sie auf einen Münchner Friedhof verlegen lassen. Eine liebliche Heimat ist ihr das Rottal nie gewesen. Die Journalistin Renate Just fasste ihr Schicksal so zusammen: Gerührte Heimatverbundenheit ist wahrscheinlich nur was für Leute, zu denen die Heimat etwas freundlicher ist.

HEIMATBERICHTERSTATTUNG ANNO DAZUMAL UND HEUTE

Schon damals wurde der Lauf der Welt durch die Heimatblätter nach Kräften dokumentiert und bewertet. Sogar kleine Marktflecken wie das oben erwähnte Velden hatten seit dem späten 19. Jahrhundert ihre eigenen Zeitungen, die, soweit noch vorhanden, großartige Quellen für die Heimatforschung darstellen, auch wenn sie in der Zeit des Nationalsozialismus fast alle gleichgeschaltet waren. Die Bauern bestellten das Lokalblatt in der Regel zur Erntezeit ab, denn in diesen intensiven Arbeitsmonaten hatten sie

zum Lesen keine Zeit mehr. Die Verleger wehrten sich gegen die Vertragskündigungen, indem sie ihre Blätter zum Beispiel mit heimatgeschichtlichen Beilagen ergänzten, die Beiträge zur Ortsgeschichte, zum Brauchtum und unterhaltsame Erzählungen für die ganze Familie enthielten. Manchmal schafften sie es auf diese Weise tatsächlich, die Leser von der Abbestellung abzuhalten und sie noch stärker an sich zu binden.

Die klassische Abbildung möglichst vieler Facetten des Heimatgeschehens ist bis heute die Stärke der Lokalblätter. Je besser sie ihren Job erledigen, desto erfolgreicher können sie allen Anfechtungen des Internets und der sozialen Medien widerstehen. Während die überregionale Tagespresse schwer unter der Konkurrenz der kostenlosen Internet-Nachrichtengebote ächzt, haben die meisten Lokalmedien nach wie vor keine Konkurrenz aus dem Netz zu fürchten. Eine überzeugende Lokalberichterstattung ist in den Blogs und auf Internetseiten immer noch die Ausnahme. Oft sind sich die Regionalverlage aber ihrer eigenen Stärke nicht bewusst, sie sparen und knausern gerade dort, wo Investitionen Erfolge versprechen würden. Die Berichterstattung erfolgt oftmals auf der Basis einer viel zu dünnen Personaldecke. Dabei erstreckt sie sich über ein extrem weites Feld, das thematisch vom Gemeinderat bis zu den Zuchtvielmärkten reicht und vom Vereinsleben bis zu den runden Geburtstagen von Gemeindebürgern.

Die Vereinsberichterstattung bildet eine tragende Säule des Lokaljournalismus. Es fällt den Lokalzeitungen deshalb schwer, sich von altergebrachten und verstaubten Regularien zu verabschieden. Dass der Bericht von der Jahreshauptversammlung statt mit der wichtigsten Nachricht mit dem Totengedenken und den Grußworten beginnt, kommt immer noch häufig vor. Man mag es als eine lebenswerte Marotte tolerieren, ob es ein Geschäftsmodell für die Zukunft ist, möge dahingestellt bleiben. Wenn eine betagte Mitbürgerin die Heimatzeitung wie eh und je ohne Brille liest, wird das im Bericht natürlich angemessen hervorgehoben. Augenzwinkernd darf man ergänzen, dass das nicht zuletzt deshalb geschieht, um damit die Druckqualität des Blattes herauszustellen.

Einer der wichtigsten Pfeiler der Heimatzeitung sind die Todesanzeigen, deren Reiz und Qualität darin besteht, dass der Leser viel über den Verstorbenen und über die Heimat erfährt. Bei den Landwirten wird zum Beispiel in den meisten Fällen auch der richtige Name aufgeführt, was sich merkwürdig anhört, aber durchaus sinnvoll ist. Landwirte tragen zumindest in Altbayern meistens zwei Namen, den amtlichen, der im Alltag eher unwichtig ist, und den über Jahrhunderte hinweg gültigen Hofnamen, den alle kennen, den man heutzutage aber auch als eine archaisch anmutende Tarnung vor Spähangriffen der Geheimdienste betrachten könnte. Der Josef Huber war, wie ich den Todesanzeigen entnehme, zugleich der Schneiderjackl Sepp, die Kreszentia Maier war die Burgermüller Zenz und so weiter und so fort. Der Hofname bleibt bestehen, auch wenn die Besitzerfamilien von Generation zu Generation wechseln. Aber auch das ist eine Konstante, die sich in Auflösung befindet. Stattdessen finden sich in den Lokalblättern vermehrt Todesanzeigen von türkischen, italienischen und griechischen Mitbürgern, die seit den Anfängen der Gastarbeiterzeit in den 60er- und 70er-Jahren in Bayern gelebt haben und so stark integriert sind, dass den Lesern mittlerweile auch von deren Ableben Mitteilung gemacht wird. Manchmal ist den Nachrufen zu entnehmen, dass die ehemaligen Gastarbeiterfamilien nach Jahrzehnten wieder in die Türkei oder nach Griechenland zurückgekehrt sind, während ihre bereits in Bayern geborenen Kinder hierbleiben. Auf diese Weise hat sich bei ehemaligen Gastarbeitern mancherorts tatsächlich auch in die umgekehrte Richtung eine Art Heimweh gebildet.

All diese Phänomene berücksichtigend, bildet die Lokalzeitung für den Journalismus so etwas wie eine Ruheinsel in der Brandung des tosenden Informationsmeeres, auch wenn ich als Leser manchmal ein Auge zudrücken muss, rein sprachlich betrachtet. Anlässlich des Ministrantenausflugs nach Rom mit einem Abstecher an den Strand titelte ein niederbayerisches Tagblatt wohl unbeabsichtigt originell: „Zwei Busse badeten im Meer.“ Zum Maibaumbrauch, der ohne jeden Zweifel starke Männer erfordert, melden die Lokalzeitungen mit zuverlässiger Routine: „Maibaum mit Manneskraft aufgestellt.“

Natürlich sieht sich die über Jahrzehnte bewährte Heimatberichterstattung der bayerischen Medien auch mit Anpassungsprozessen konfrontiert. Das Bayerische Fernsehen, das mit Klassikern wie „Abendschau“ oder „Unter unserem Himmel“ gerne ein weiß-blaues Bilderbuchbayern präsentiert, erlebt in diesen Tagen immer wieder, in welchem Spannungsfeld sich der Sender mittlerweile bei der Neujustierung des Begriffs Heimat bewegt.

Als der Sender im März 2015 anlässlich des Themenschwerpunkts Ramadan neben dem BR-Logo einen islamischen Halbmond einblendete, entzündete sich im Internet ein furioser Proteststurm von Zuschauern, die schon längst die Gefahr einer Islamisierung des Freistaats Bayern heraufziehen sehen. Der Bayerische Rundfunk knickte angesichts dieses Widerstands recht schnell ein: Der Halbmond wurde wieder entfernt, nicht ohne kritische Kommentare der Printpresse, denen dieser Rückzieher keineswegs gefallen hat.

Sogar in Oberammergau zeigt sich, wie sehr sich die Heimatdebatte gewandelt, wie sehr sie sich geöffnet hat. Es machte bundesweit Schlagzeilen, dass dort im Sommer 2015 ein junger türkischer Muslim in das Leitungsteam der Oberammergauer Passionsspiele aufgerückt ist. Die Aufregung im grundkatholischen Passionsort Oberammergau hielt sich in Grenzen, was so nicht unbedingt erwartet wurde.

Die geballte Macht des Netzes und eines bundesweiten Presseinteresses bekam etwa um dieselbe Zeit auch die Uni Passau zu spüren. Auslöser war ein altes alpenländisches Brauchtum, das plötzlich wieder fröhliche Urständ feiert. Studenten hatten einen Wettbewerb im Fensterln organisiert, der aber von der Gleichstellungsbeauftragten der Uni gestoppt wurde, und zwar mit dem Argument, es sei diskriminierend, wenn Frauen da nicht teilnehmen dürften. Außerdem würden Frauen im sexualisierten Kontext der Veranstaltung zum Objekt degradiert, hieß es.

Es entbrannte eine hitzige Debatte, wobei Vorurteile und Unkenntnis sich ungut vermengten. Die von der Presse zeitig gestellte Frage, ob Tradition und Gleichstellung ein Widerspruch sind, wurde an der Uni erst spät auf einer Podiumsdiskussion erörtert, bei der ein allgemeines

gesellschaftliches Unbehagen sichtbar wurde. Es zeigte sich, dass die Diskussion um die Geschlechterrolle, also das Gender-Thema, Ängste hervorruft, weil es gewohnte Rollenbilder in Frage stellt und alte Gewissheiten, die unser Leben bisher strukturiert haben, aufricht. Dass im Grunde genommen ein Getränkeriese aus Österreich den historischen Brauch des Fensterlns aus Werbezwecken inszeniert und am Leben erhält, wäre aber ebenfalls ein spannender Aspekt dieser modernen Heimatdebatte gewesen. Doch wurde die kommerzielle Umformatierung eines historischen Brauchs von der Gender-Thematik am Ende völlig überlagert.

ZWISCHEN EVENTISIERUNG UND VERFALL

Immer häufiger ist zu beobachten, dass Medien selber Teil der Brauchkultur werden. Besonders deutlich demonstriert dies der Privatsender Antenne Bayern. Er inszeniert das Maibaumstehlen, das normalerweise strengen Regeln folgt, einfach selber und macht ein Massenevent daraus. Um den Maibaum auszulösen, den der Sender gestohlen hatte, mussten die Bürger von Cham vor etlichen Jahren nicht, wie üblich, Bier und Brotzeit löhnen, sondern 37 Stunden lang den Kanon „Bruder Jakob“ singen. „Wie dressierte Kanarienvögel“, spottete ein Beobachter. Ein Brauchtum wurde hier unter großer medialer Begleitung neu definiert und für eine schrille Werbeaktion vereinnahmt. Früher ist eine Gemeinde, der man den Maibaum klaute, dem Spott des ganzen Bezirkes ausgeliefert gewesen. Heute wird den Leuten weisgemacht, das sei eine große Werbeaktion für den Ort. Gute Nacht, Heimat, sagten jene Chamer, denen das nicht gefallen hat.

Auch der Sender ProSieben spannte die braven Bürger des bei Straubing gelegenen Ortes Feldkirchen für seine kommerziellen Zwecke ein, indem er sie vor der Kamera Deutschlands größte Riesenpizza mit sechs Metern Durchmesser backen und verzehren ließ. Der Sender hatte die Feldkirchener gebeten, zum großen Fressen in Tracht zu erscheinen. Das Pizzafest war mit Hilfe von ProSieben zu einer Art Erntedankfest stilisiert worden, aber das Dorf war trotzdem hellauf begeistert: „Jetzt samma mir a amoi im Fernsehen gwesn“, lautete das zufriedene Fazit der Feldkirchener.

So wenig sich vor allem die Privatmedien um Traditionen scheren, wenn es um ihren eigenen Vorteil geht, so laut melden sie sich zu Wort, wenn diese Fundamente von den Bürgern selber untergraben werden. Das war in der Gemeinde Essenbach zu beobachten, mitten im katholischen Niederbayern, wo es der Gemeinderat ablehnte, dem neuen Kinderhort den Namen St. Josef zu verleihen. „Nicht mehr zeitgemäß!“, argumentierten die überwiegend katholischen Räte. Sehr zeitgemäß aber war der Aufschrei jener Medien, die mit dem bayerischen Heiligenkalender ansonsten nicht viel anfangen können.

Viel dringlicher wäre freilich eine mediale Anteilnahme angesichts jener verborgenen Dramen, die sich in den stillen Ecken der bayerischen Heimat zutragen. Greifen wir als Beispiel nur einmal das kleine romanische Kirchlein von Zell im Wasserburger Land heraus, es ist ein beeindruckendes Denkmal alter Volksfrömmigkeit. Die Kirche ruht idyllisch im Wiesengrund, daneben steht ein Bauernhof, dessen Bewohner den Mesnerdienst verrichten, wie seit Jahrhunderten. Nur besucht kaum noch jemand die wenigen Andachten, die hier stattfinden. Die Wände sind mit uralten Fresken ausgestattet. Wer genau hinschaut, beobachtet freilich in allen Nischen und Ecken den Verfall: Die Mauern sind feucht, die Nässe steigt schon bis zu den tausend Jahre alten Fresken hinauf, für die Trockenlegung fehlt das Geld. Allein für die Erzdiözese München-Freising weist die Statistik 751 Pfarrkirchen und 1.140 Filial- und Nebenkirchen auf. Damit verbunden ist eine Baulast von jährlich 100 Millionen Euro. Kleine Nebenkirchen stehen da nicht an erster Stelle. Bayern ist nicht mehr sehr katholisch, trotz der vielen schönen Kirchen. Mit dem Verlust an Religiosität wird auch ein herber Verlust an kirchlichen Denkmälern und sakraler Landschaft einhergehen. Dass das nicht schön sein wird, ist in Zell gut zu beobachten.

Auch weltliche Pfeiler der alten Heimat lösen sich auf. Der alte Leitspruch meines Opas „Berg von unten, Kirche von außen, Wirtshaus von innen“ funktioniert nicht mehr. Ein Wirtshaus nach dem anderen verschwindet von der Landkarte. In Neumarkt St. Veit hat die Wirtin Resi Trager 70 Jahre lang den Tragerbräu ge-

führt, ein 400 Jahre altes Wirtshaus, eine Institution mit vorzüglicher alter Bauernküche, wie sie ebenfalls ausstirbt. Jetzt ginge es ans Renovieren, „zu teuer“, sagte der Vermieter, nun muss dieses Urbild bayerischer Wirtshauskultur einer Bankfiliale weichen. Nachdem wir darüber berichtet hatten, gab es Dutzende Reaktionen: „Auch bei uns wird das Wirtshaus zugesperrt“, hieß es immer wieder. Neumarkt hatte vor Jahrzehnten 17 Wirtshäuser, nun schließt das vorletzte.

Als Journalist in Bayern begleitet einen über die Jahre eine unablässige Abfolge von Verlustereignissen, manch größere wie das Erdinger Moos, das dem Flughafen weichen musste, das Isental, das von der A 94 zerstört wird. Neben dem Verschwinden Tausender alter Bäume, Denkmäler und Ortskerne aber berührt einen vor allem das in einem rasenden Tempo voranschreitende Verschwinden der lokalen Sprache. Es ist der Verlust, der zumindest die alten Zeitungsleser, den Reaktionen nach zu folgen, am meisten beschäftigt, weil er ihre Identität berührt. Wir dokumentieren dies sehr genau. Stellvertretend zitiere ich einen Leser aus Starnberg, der mir schrieb: „Ich war in der hiesigen Bäckerei, um mir meine Nußschnecken zu kaufen. Da sagte die Bedienung, ‚mei des is schee, dass i mit Eahna boarisch redn ko. Wissens, das dürfen wir nämlich sonst nicht, das hat der Chef verboten. Er glaubt, dass das geschäftsschädigend ist. Ganz schön traurig. Und sogar meine eigene Tochter hat mir verboten, mit meinen Enkeln Dialekt zu sprechen.“

Warum kann das 1500 Jahre alte Bairische in seinen vielfältigen Erscheinungsformen nicht mehr bestehen? Das Bairische gilt zwar in Umfragen als sexy, was immer das bedeuten soll, aber es hat kein soziales Prestige. Der Augsburger Linguist Werner König klagt: „Eine südliche Färbung reicht aus, um im Deutschen Fernsehen als Vollexot vorgeführt zu werden.“ Wie neulich ein Steuerberater aus Passau in der Sendung „Hart, aber fair“, in der er sich vom Moderator Plasberg anschnauzen lassen musste, er solle Hochdeutsch sprechen, weil ihn sonst keiner verstehe. Man könnte also auch sagen: Das Fernsehen diskriminiert Mundartsprecher aus dem Süden als Volldeppen, die nicht Deutsch können – selbst wenn sie nur eine Klangfärbung

haben. Und das kann man auch auf Bewerbungs- und Berufungsgespräche in Konzernen und Universitäten übertragen.

Wie stark das hiesige Heimatverständnis jenseits der Grenzen des Freistaats polarisiert, zeigt eine Kolumne der Journalistin Silke Burmester auf Spiegel Online. „Selbst hier in Hamburg werden einem die bajuwarischen Sitten zugemutet“, pulverte sie, ihr Zorn gipfelte sogar in der Forderung, man möge eine Mauer rund um Bayern errichten, „um das Provinzielle, das Kleingeistige und Deutschtümelige, das in der Kleidung, den Riten und Gebräuchen zum Ausdruck kommt, vom übrigen Deutschland endlich fernzuhalten“. Für sie als Hamburgerin, ätzte die Kolumnistin, sei Bayern „nicht nur politisch, sondern auch ästhetisch betrachtet eine Zumutung“.

Ich habe noch Menschen porträtiert, die ihr ganzes Leben hinter einem solchen fiktiven Zaun gelebt haben. Sie sind ihr Leben lang nie weiter fortgekommen als bis zum nächsten größeren Ort. Für eine Frau, die aus ihrem Waldlerdorf nie hinausgekommen war, bedeutete ja schon die erste Reise nach Straubing einen Kulturschock, wie Josef Fendl von seiner Tante erzählt hat. „Stoi dir vor“, sagte sie ganz aufgeregt, „d‘Woid is so grouß, und hinter Straubing soll’s sogar no weitergeh“.

HANS KRATZER

Redakteur des Bayernteils der Süddeutschen Zeitung, München